



ALTAF TYREWALA

[INDIEN/DEUTSCHLAND]

KEIN GOTT IN SICHT

Altaf Tyrewala (*1977 in Mumbai) machte mit seinem Debütroman *Kein Gott in Sicht* (Suhrkamp 2006, Übers. Karin Rausch) internationalen Furore. Jetzt sitzt er an seinem zweiten Roman, der wieder in Mumbai spielen wird und in dem gesamtgesellschaftliche Folgen der Globalisierung behandelt werden sollen. Ein dritter Roman ist auch schon begonnen, dessen Arbeitstitel „Siddharta“ ganz bewusst auf Hermann Hesse verweist. Zurzeit ist er Stipendiat im Berliner Künstlerprogramm des DAAD, wo ihn Claudia Kramatschek getroffen hat.

Claudia Kramatschek: Als ihr Buch *No God In Sight* in Indien erschien, empfanden die Kritiker das Buch als etwas gänzlich Neues. Warum?

Altaf Tyrewala: Die Kritiker selbst haben es damals am besten formuliert: Der Roman war ein Schlag ins Gesicht der Tradition jener *Great Indian Novel*. In der Tat wollte ich mich messen mit all diesen dicken großen Romanen, die mich inspiriert hatten, selbst Autor zu werden. Aber als ich zu schreiben begann, wehrte sich plötzlich etwas in mir, diese Form mit ihrem allwissenden Gottesauge zu wiederholen.

Leser und Kritiker mochten sowohl die kleine Form des Romans als auch die extrem reduzierte, nüchterne Sprache. Gibt es dennoch eine indische Erzähltradition, die sie beeinflusst oder inspiriert hat?

Nein, zumal die Form sich aus dem Akt des Schreibens selbst ergab. Und je länger ich schrieb, umso beängstigender wurde es. Denn ich merkte, ich muss alles, was ich je gelesen, gelernt und verinnerlicht hatte, über Bord werfen, kappen, abschneiden. Die Geschichte forderte ihre eigene Form, ihren eigenen Stil. Das Neue, Fremde rührt aber sicher auch daher – und das habe ich selbst erst im Rückblick begriffen –, dass meine Figuren, deren Alltag ich zeige, im wirklichen Leben nicht Englisch sprechen würden. Meine Aufgabe bestand also weniger darin, ihnen eine Stimme zu verleihen, als darin, ihre Stimmen zu übersetzen. Daher hörte ich in meinem Kopf weder Englisch noch Hindi oder Marathi, sondern ein merkwürdiges Amalgam all dieser Sprachen.

Der Roman besteht aus einem Chor von 40 Stimmen, anhand derer Sie den stummen und auch dunklen Seiten der Megastadt Mumbai Gehör verleihen. Westliche Leser erhalten auf diese Weise zugleich einen Eindruck von den teils erschreckenden Konsequenzen, wie sie die Globalisierung in Indien zeigt. Was war Ihr persönlicher Stimulus?

Ich wollte alle Schattierungen des Lebens, die ich wahrnahm, fest-

halten. Zugleich hatte sich das Leben, so wie ich es kannte, bis 2005 nicht großartig verändert. Der Wandel zeichnete sich ab – aber es herrschte noch nicht jene Fetischisierung von Wandel und Dynamik, die nun alles dominiert. Inzwischen weiß ich vor lauter Reiz nicht mehr, woran ich mich festhalten und worüber ich schreiben soll. In gewisser Weise bin ich ein Opfer der Globalisierung, denn ich fühle mich dem heutigen Indien nicht mehr gewachsen. Ich hoffe, dass ich nun, da ich Indien möglicherweise hinter mir gelassen habe, endlich wieder einen Ort finde, von dem aus ich meine künstlerische Inspiration zurückgewinne.

Sie haben Indien verlassen?

Ich denke, ja. Ich kann sowieso nicht mehr nach Indien zurück. Einerseits ist es schlicht zu teuer geworden. Andererseits erdrückt mich das gesellschaftliche Klima mit seinen kontinuierlichen Angriffen auf die Redefreiheit seitens der rechtsgerichteten Kräfte. Schon ein einzelnes Wort reicht und man findet sich vor Gericht wieder, wo man Monate seines Lebens vergeudet. Es trifft einen Schriftsteller nach dem anderen, einen Künstler nach dem anderen. Ich konnte nicht mehr länger schreiben in einem Umfeld, wo ich dauernd darüber nachdenke, wie ich zu schreiben habe, um den Zorn der religiösen Rechten zu umgehen.

Wichtige Themen von *Kein Gott in Sicht* sind die soziale Diskriminierung und Marginalisierung, unter denen die meisten der Figuren leiden. Diesen marginalisierten Stimmen Gehör verschafft zu haben, kann man als literarische Variante einer „Politik der Differenz“ verstehen.

Als ich dieses Buch verfasste, war die hindunationalistische, rechtsgerichtete BJP an der Macht, die es sich ausdrücklich auf die Fahne geschrieben hatte, die religiösen Unterschiede politisch auszuspielen: Hindus sind Hindus, Muslime sind Muslime, Christen sind Christen. Jeder Versuch, Indien als eine offene, hybride Kultur darzustellen, galt als Beleidigung einer wie auch immer gearteten indischen Tradition. Minderheiten fühlten sich plötzlich verstärkt als solche.

Ich wollte diese Momente festhalten. Zugleich aber wollte ich falsche Bilder, wie sie oft über Minderheiten im Umlauf sind, korrigieren: Indem ich einen sehr weltlichen, profanen Innenblick erlaube auf jenen gesichtslosen Muslim, der einem auf der Straße begegnet, den die meisten jedoch als eine Art Ghettobewohner wahrnehmen. Deshalb spielt die Religion im Buch keine Rolle, sondern Momente von persönlichen, existenziellen Krisen.

Dennoch scheinen immer mehr indische Minderheiten ihre Stimme zu erheben – wie etwa im Falle der Dalit-Literatur.

Der Akt des Sprechens ist entscheidend. In der Tat entsteht immer mehr Literatur aus den Rändern der Gesellschaft heraus. Das ist sicher dem sich mehrenden Wohlstand geschuldet, der jeder nun heranwachsenden Generation mehr und mehr Freiheiten erlaubt, eigene Karrieren und Berufswege zu riskieren. Wer schreiben will, braucht keinen reichen Vater mehr – wie noch in den 1980er Jahren der Fall – und muss auch nicht mehr in die Diaspora in einem westlichen Land. Ich zum Beispiel habe einen Kredit aufgenommen und dachte: Wenn mein Roman misslingt, kehre ich in die IT-Branche zurück. Aber um zur Dalit-Literatur zurückzukommen: Die Angst, ungeschriebene Grenzen zu überschreiten, bleibt. Erst kürzlich gab es eine heiße Kontroverse, ausgelöst durch eine junge, sehr kluge Dalit-Autorin namens Meena Kandasamy. Sie hatte ein Buch aus dem Tamilischen ins Englische übersetzt und in einer Fußnote über zwei in der tamilischen Kultur sehr verehrte Götter angemerkt, dass diese möglicherweise Dalits waren. Daraufhin brach seitens der höheren Kasten ein Sturm der Entrüstung los: Wie könne sie die Götter Dalits nennen? Mittlerweile steht sie vor Gericht, gemeinsam mit dem Autor des tamilischen Originals und dem Verleger. Angeklagt sind sie wegen dreier, nach indischem Strafgesetz schwerwiegender Punkte, unter anderem Anstiftung zum Hass und Anstiftung zu Aufruhr und Mord. So sieht die Realität für Schriftsteller aus. Und ich denke, das ist einer der Gründe, warum ich in den vergangenen sechs Jahren kein einziges substantielles Wort geschrieben habe.

Nichtsdestotrotz haben die Liberalisierung, die wachsende Finanzkraft, die überall zugänglichen Massenmedien sowie die Kommunikationstechnologien vor rund sechs Jahren eine junge Generation vor allem englischsprachiger Autoren hervorgebracht, die – so wie Sie – literarisch neue Maßstäbe setzten. Inwieweit hat sich der literarische Markt seitdem verändert?

Es scheint heute noch viel einfacher zu sein, Autor zu werden. Jeder Autor, ob aus dem linken, konservativen oder rechten Spektrum, wird veröffentlicht. Und genau das ist ein erschreckender Aspekt des so genannten Wirtschaftswachstums: dass alles den Gesetzen des Marktes zu gehorchen hat, selbst gesellschaftliche Eckpfeiler wie Kultur, Moral oder Traditionen. Man würde doch von Verlagen ein wenig Zurückhaltung erwarten – aber das ist nicht der Fall. Stattdessen feiern wir alles, was Kitsch ist. Vor ein paar Jahren war das noch sexy und lustig – mittlerweile ist das nur noch bedenklich.

Denn als wir den Kitsch vor etwa zehn Jahren als eine Mode übernahmen, wollten wir uns über uns selbst lustig machen und uns der Welt auf diese Weise besser verkaufen. Aber wir haben vergessen, dass das nur eine Pose sein sollte. Inzwischen ist das die Währung, in der wir denken und miteinander verhandeln.

Um noch mal auf das Klima drohender Zensur zurückzukommen: Ist es derzeit in Indien schwieriger als früher, Autor zu sein?

Die Frage lautet: schwierig für wen? Es gibt sicher Schriftsteller, denen es leichter fällt, mit den Einschränkungen umzugehen, wie sie die Zivilgesellschaft der Kunst generell auferlegt. Andere werden es bevorzugen, die Grenzen nicht zu überschreiten, sondern auf sicherem Terrain zu bleiben. Jeder muss seine eigene Wahl treffen – sein eigenes Grab schaufeln. Auch ich habe versucht, Probleme zu umgehen, indem ich obskure Dinge schrieb, die hoffentlich keinen Anstoß erregen würden. Deshalb habe ich in den vergangenen sechs Jahren sechs Romane begonnen – um schon nach kurzer Zeit wieder vor einer Sackgasse zu stehen. Denn ich verachtete mich selbst dafür, nicht die Wahrheit zu sagen – weil es zu gefährlich ist, die Wahrheit zu sagen.

Insofern scheint es, dass die über lange Jahre geführte, in ihren Ursprüngen literarische Debatte, was ist indisch – ausgelöst durch die einstige Konkurrenz zwischen dem Englischen und den Landessprachen –, noch immer schwelt, jedoch unter anderen Vorzeichen.

Unglücklicherweise werden solche Themen im Zuge unserer triumphalen Erfolgsgeschichte, wie sie auch unter Indern selbst hausiert, als nebensächlich und als Zeitverschwendung erachtet: Wen zum Teufel stört es, wenn ein Autor ins Gefängnis wandert? Wenn ein berühmter Maler das Land verlassen muss? Hauptsache, wir haben iPhones, iPads, ein großartiges Leben. In meinen wirklich zynischen Momenten frage ich mich, wo Kunst in solch einer Umgebung ihren Platz haben soll? Und wo Ernsthaftigkeit? Ist Kunst überhaupt von Belang? Für wen erschaffen wir sie? Und wer sind wir als Künstler, dass wir der Gesellschaft vorschreiben wollen, wann sie ernst zu sein hat und wann nicht? Bleibt nur zu hoffen, dass die Gesellschaft – während wir weiter die Kunst machen, die wir machen müssen – irgendwann wieder so ernst sein wird, wie wir es brauchen. Dann träfen sich erneut Angebot und Nachfrage. Im Moment müssen Künstler in Indien entweder auf Nummer Sicher gehen oder das Land verlassen: Halt den Mund oder geh. Und es gibt keine Möglichkeit, diese Maschinerie zu bekämpfen. Jeder Versuch einer Selbstreflexion – sei es von inner- oder außerhalb des Landes – wird abgeschmettert. Denn die Maschinerie ist allein auf Erfolg getrimmt.

Altat Tyrewala hat am 16.06.2011 an einem von litprom organisierten Übersetzungs-Workshop am Goethe-Gymnasium in Bensheim teilgenommen. Die Auszüge aus den verwendeten Prosagedichten sind in „Lettre International“ erschienen. Die Ergebnisse des Workshops auf www.litprom.de